

Möglichkeiten und Grenzen der anthropologischen Untersuchung von vor- und frühgeschichtlichen Menschenresten

Von Hans Grimm, Berlin

Vortrag, gehalten am 30. 10. 1959 auf der Tagung der Fachgruppe Ur- und Frühgeschichte der Deutschen Historiker-Gesellschaft in Schwerin (Meckl.)

Anthropologie ist ein Teil der Biologie. Sie ist heute in ihrer Beschäftigung mit den biologischen Gesetzmäßigkeiten, die auch das menschliche Leben gestalten, so weit von ihrer ursprünglichen Beschränkung auf die Morphologie der Menschengruppen abgerückt, daß sich trotz einer gewissen Umständlichkeit der von Eugen Fischer vor mehr als 30 Jahren vorgeschlagene Ausdruck „Anthropobiologie“ für dieses Wissenschaftsgebiet einzubürgern beginnt. Soweit vorgeschichtliche und frühgeschichtliche Menschenreste dem Anthropologen vorgelegt werden, befindet er sich allerdings in ähnlicher Lage wie der Paläontologe und muß sich bemühen, fast ausschließlich aus morphologischen Feststellungen an einem toten Material Kenntnisse über vergangenes Leben abzuleiten.

Die hierfür bestehenden Möglichkeiten werden von archäologischer Seite teils überschätzt, teils unterschätzt. Sie werden z. B. überschätzt, wenn uns einzelne Schädel vorgelegt werden mit der Bitte, zu entscheiden, ob es sich um Vertreter einer slawischen oder einer frühdeutschen Population handle, oder wenn eine Zuordnung einzelner Schädel zu einer der Unterrassen der Europiden verlangt wird. Sie wird z. B. unterschätzt, wenn bereits bei der Ausgrabung defekte Skeletteile nicht geborgen werden, weil „man ja doch nichts mehr daran messen kann“. Das würde zutreffen, wenn man ausschließlich die von archäologischer Seite aufgestellten ethnogenetischen Probleme im Auge hat, zu denen, wenn überhaupt, ein Beitrag von anthropologischer Seite nur nach reichlichem intaktem Skelettmaterial geleistet werden kann. Aber man darf nicht übersehen, daß ja der aufmerksame Bearbeiter von Knochenmaterial auch Alters- und Aufbrauchserscheinungen feststellen kann, ebenso wie Krankheitsspuren, und daß diese Eigentümlichkeiten außerordentlich viel aussagen über Lebensdauer, Altersaufbau, körperliche Belastung einer Bevölkerungsgruppe und vieles andere mehr (H. Grimm, 1955/56, 1956).

Wenn z. B. meine Doktoranden Ahrendt und Fricke noch an den Rändern von Zahnfächern in Kieferresten aus Leichenbränden Spuren einer Zahnbetterkrankung (Parodontose) ablesen konnten, so genügten einerseits dazu Knochenbruchstücke von der Länge eines Kleinfingergliedes. Andererseits handelt es sich dabei nicht um eine ausgefallene Kuriosität oder gar Abnormität, sondern um einen für die Ernährungsgewohnheiten der betreffenden Gruppe höchst charakteristischen Befund, der auch für die medizinische Diskussion über sogenannte „Zivilisations-

krankheiten“ des menschlichen Gebisses von großem Interesse ist, wenn er sich an größeren Serien solcher Brandbestattungen sichern läßt.

Ich setze bei diesen und den noch folgenden Ausführungen voraus, daß es sich um einwandfrei datiertes und museal wohlgeordnetes, insbesondere auch beschriftetes und katalogisiertes Material handelt. Die Erfahrungen, die meine Mitarbeiter und ich insbesondere beim Besuch kleinerer Museen gewonnen haben, lassen es leider nicht überflüssig erscheinen, an diese Vorbedingung nachdrücklich zu erinnern. Gegenüber den vorzüglich geordneten osteologischen Sammlungen von Dresden, Halle, Weimar kennen wir leider auch negative Beispiele, wie etwa das Herausuchen eines neolithischen, bereits von G. Asmus bearbeiteten Schädelrestes und seine Zuordnung zu einem bestimmten Fundplatz von einem älteren Mitarbeiter des betreffenden Heimatmuseums nach dem Gedächtnis vorgenommen wurde, da das betreffende Fundstück seit Jahrzehnten (!) unbeschriftet geblieben war! Oder wir fanden frühgeschichtliche Skelettreste in einem anderen Museum in einer Kartoffelkiste, innerhalb deren die einzelnen Bestattungen unbezeichnet und lediglich durch lose dazwischengelegtes Packpapier getrennt worden waren. Es brauchte nur ein Unkundiger das Papier herauszuziehen, um alles rettungslos durcheinanderzubringen.

Es ist deshalb zu fordern, daß auf die Bezeichnung und Aufbewahrung der Skelettreste die gleiche Sorgfalt verwendet wird wie auf die museale Behandlung von Überbleibseln vor- und frühgeschichtlicher Töpferei, Stein- oder Metallbearbeitung usw.

Je genauer das Material einer bestimmten Kulturgruppe und bestimmten Fundorten und Fundumständen zugeordnet werden kann, je umfangreicher die betreffende Serie ist, desto mehr lohnt sich die exakte Deskription und die Messung, welche die Beschreibung wesentlich unterstützt und oftmals auch für die Alters- und Geschlechtsdiagnose eine gewisse Kontrolle darstellt. Häufig kann eine formale Ähnlichkeit mit einem in der Literatur bereits bekannten Typus, beispielsweise dem sogenannten Reihengräbertypus, festgestellt werden. Hinsichtlich einer echten, d. h. durch Fortpflanzungsgemeinschaft gegebenen Zugehörigkeit zu einer derartigen Gruppe ist die moderne Anthropologie in ihren Schlüssen heute zurückhaltender als vor einigen Jahrzehnten. Unser Wissen um Erbfaktoren für bestimmte Formmerkmale einerseits und deren Umweltbeeinflussbarkeit (Peristase) andererseits gestattet uns nicht mehr die Unbekümmertheit, mit der die noch heute häufig im prähistorischen Schrifttum zitierten Anthropologen oder besser „Kraniologen“ der vormendelistischen Ära vorgingen. Daraus ist den betreffenden Autoren heute kein Vorwurf zu machen. Die Frage, ob man eigentlich relativ umweltstabile oder umweltlabile Merkmale am Schädel erfaßt, ob die angewandte Untersuchungstechnik der Fragestellung adäquat ist und ob die oft recht kleine Anzahl der Fundstücke bzw. die Einzelhaftigkeit eines Fundes überhaupt irgendwelche weittragenden Schlüsse gestattet, wurden erst unserer heutigen Forschergeneration durch den Fortschritt der Humangenetik und Konstitutionsforschung am Lebenden nahegelegt. Vor einem halben Jahrhundert konnte deshalb Schliz noch schreiben: „Es hat sich . . . eine ganz auffallende Einheitlichkeit in der Gesamtbildung der Schädel aus den einzelnen Kulturkreisen herausgestellt, aus welcher hervorging, daß große

Völkergruppen der Frühzeit sowohl kulturell, als somatisch noch so geschlossene Massen vorstellen, daß wir sie an der Schädelbildung voneinander unterscheiden können.“ Aus dieser Zeit ist die Vorstellung überliefert, daß z. B. die Schnurkeramik alle lang-schmalschädlig (dolichokran oder hyperdolichokran) gewesen seien, die Glockenbecherbevölkerung umgekehrt durch Kurz-Breitköpfigkeit (Brachykranie) gekennzeichnet sei usw. Entsprechend lag es nahe, die einen unter den rezenten Rassen den Nordischen oder Fälischen zuzuordnen (Heberer), die andern den Dinariern. Wie wenig das zutrifft, zeigte sich in unserer Zeit durch die Untersuchung von Gerhardt an einer größeren Serie von Schädeln der mitteldeutschen und westdeutschen Glockenbecherleute. Es ergab sich, wie Gerhardt sagt, ein „breites Typenspektrum“ einschließlich der sogenannten „alpinen“ Unter-rasse. Prinzipiell Ähnliches scheint sich zu ergeben, wenn man eine größere Serie von Schnurkeramikern, als sie Heberer zur Verfügung stand, untersucht. Hierzu hatten wir an einem Bestattungsplatz von Schnurkeramikern bei Schafstädt Gelegenheit, der uns mehr als 20 Individuen ergeben hat. Das Vorhandensein eines breitköpfigen Typs unter den Schafstädtern ist ganz unverkennbar (Grimm, 1958, 1959, 1961) und auch hier müssen wir künftig mit einer größeren Breite des Typenspektrums rechnen.

Früher sind nicht alle Skelettreste konsequent geborgen worden. Was z. B. an Schnurkeramikern in mitteldeutschen Museen vorhanden war, ist von Heberer korrekt bearbeitet worden. Man wird aber die Vermutung nicht los, daß in die Museen überhaupt nur gelangte, was im Sinne der damals herrschenden Lehrmeinung (siehe Schliz) als „typisch“ galt. Kennzeichnend für eine solche Einstellung ist z. B. eine Formulierung im Nachruf auf Götze, der zweifellos das Verdienst hat, an seinem Museum in Köthen dem anthropologischen Material besonderes Interesse und folglich auch besondere Sorgfalt zugewandt zu haben. Von Götze heißt es „... Sein Einfühlungsvermögen gestattete ihm schon bei der Ausgrabung eine kulturgeschichtliche Diagnose nach der Schädelform, die später oft durch Beigaben bestätigt wurde...“ (v. Brunn, 1953).

Bei einer solchen Einstellung läßt es sich leicht denken, daß in die Museen früher ausschließlich oder wenigstens bevorzugt die Schädel gelangten, die im Sinne der Vorstellungen von Schliz als „typisch“ galten, d. h. z. B. von den Schnurkeramikern nur die extrem schmalschädlichen, von den Glockenbecherleuten nur die typisch kurz- und rundschädlichen.

Aber es war bereits Schliz selbst, der in bezug auf die Schädelformen schrieb: „Je weiter wir in die Metallzeiten vorschreiten, desto mehr verwischen sich diese scharfen Grenzen, neben scharf geprägten Ausgangstypen treten Mischformen auf usw.“ Als Prototyp des Keltenschädels galt ihm z. B. die sogenannte „Börsenform“, die Gesichtsformen dieser Schädel werden aber von Schliz als langgesichtig, schmal- oder breitnasig, nieder- oder hochäugig beschrieben, d. h. er rechnete für die jüngere Eisenzeit offenbar schon mit einer großen Variabilität der Merkmale. Was wir an neueren Serien, z. B. aus anthropologischem Material von Ungarn und der Südwestslowakei nach Arbeiten von Nemeskéri und Vlček kennengelernt haben, bestätigt diese alten Feststellungen. Die latènezeitliche Bevölkerung im Karpatenraum ist in anthropologischer Hinsicht heterogen. Es gibt sowohl

dolichokrane Gruppen mit vereinzelt brachykranen Elementen als auch umgekehrt. Damit entfällt natürlich die Möglichkeit, Einzelfunde nach ihren kranio-logischen Merkmalen einer bestimmten Kulturgruppe bzw. ethnischen Gruppe zuzuweisen. Hier sind dem Anthropologen Grenzen gesetzt, und diese Grenzen sind nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft tiefer ins Neolithikum gerückt. Unsere heutigen Kenntnisse über Variation und Variabilität erlauben nicht mehr, abweichende Formen als „nicht typisch“ von der Bearbeitung auszuschließen oder als „Fremdlinge“ zu deuten oder in jedem Falle eine Kreuzung („Rassenmischung“) anzunehmen. Zumindest nicht, solange man sich nicht ein Urteil über Variabilität innerhalb einer bestimmten Population verschafft hat. Darum muß die Untersuchung großer Serien möglichst lückenlos ausgegrabener Bestattungsplätze gefordert werden. Mindestens müssen sporadische Funde innerhalb gewisser Gebietsgrenzen zusammenfassend bearbeitet werden.

Überlegungen darüber, welche Mindestzahl erforderlich ist, lassen sich in allgemeiner Form schwer anstellen. Es hängt natürlich stark von der Fragestellung ab, wie groß eine solche Serie sein soll. Als Beispiel für eine solche Überlegung möchte ich aber auf eine Angabe von Weiner in Oxford aufmerksam machen, der in sehr lesenswerten Ausführungen über Skelette und ihren Wert für die Forschungen über menschliche Biologie als Minimum 40 Erwachsene vom gleichen Geschlecht fordert.

Nun gibt es anthropologische und archäologische Gründe genug, auch die anthropologische Untersuchung einzelner Fundstücke oder kleinerer Serien zu verlangen. In der Tat ist sie nicht wertlos, im Gegenteil sollte sie so eingehend und genau wie möglich vorgenommen und mitgeteilt werden, weil ja damit eine Voraussetzung für die zusammenfassende Auswertung geschaffen wird, sobald genügend Individuen auf diese Weise erfaßt worden sind. Aber man darf dem Anthropologen nicht verübeln, daß er bis dahin bei der Deskription stehen bleibt und Schlüsse nur sehr vorsichtig wagt.

Als „klassische“ Methode der Anthropologie wird nun häufig das Messen angesehen. Ich hoffe, ich renne offene Türen ein, wenn ich darauf hinweise, daß der früher so bevorzugte Längenbreitenindex des Schädels nur eine von den vielen Möglichkeiten ist, die Schädelform zu charakterisieren, und noch eine besonders dürftige dazu. Wenn die alte Anthropologie Indexklassen aufstellte, die von 5 zu 5 Einheiten reichen, so ist heute jedem mit der Streuung biometrischer Daten Vertrauten klar, daß diese Einteilung sich nie und nimmer mit irgendeiner denkbaren biologischen Kategorienbildung decken kann. Der Informationsgehalt einer Einteilung von Schädeln nach Klassen des Längenbreitenindex und anderer „formkennzeichnender“ Maßverhältnisse ist, wenn es sich nicht um extreme Werte handelt, oft so gering, daß z. B. Gerhardt mit einer endgültigen Überwindung der „geometrischen Stilepoche“ in der Kraniologie, wie er die Mitteilung von Schädelmessungen nennt, rechnet. Wir sind nicht dieser Meinung und halten die exakte Messung der Schädeldimensionen für eine Methode, die analog ihrer reichlichen und kritischen Verwendung in der Zoologie und Paläontologie nicht entbehrt werden kann, die aber allein selbstverständlich nicht ausreicht, ein Fundstück zu charakterisieren.

Verhältnismäßig leicht lassen sich die Meßmethoden einem Studenten beibringen. Die Beschreibung der Formmerkmale dagegen erfordert weitaus mehr Mühe, wenn sie ihren subjektiven Charakter einbüßen soll. Die Terminologie für die Formqualitäten muß international gleichartig sein, d. h. die Ausdrücke müssen aufeinander beziehbar sein, deshalb muß der Wortinhalt an Hand von Abbildungen oder gar von „Typen“ im musealen Sinne, also von „Standardmodellen“ (Gerhardt spricht von „Leitschädeln“), streng definiert werden.

In der älteren Anthropologie war es nämlich üblich, hierbei gelegentlich Ausdrücke höchst subjektiven Charakters zu verwenden, etwa den Ausdruck „edel“. Beispielsweise schrieb v. Luschan über den Schädel einer Ägypterin: „Es ist vielleicht bemerkenswert, daß keinerlei Spuren einer Art von zahnärztlicher Behandlung vorhanden sind, obwohl Frau Nechet nach der edlen Form ihres Schädels zu schließen, wohl den höheren Schichten der Gesellschaft angehört hatte.“ Noch 1938 schreibt Heberer über ein weibliches Individuum aus der Schnurkeramik (Stößen II): „... wie denn überhaupt das ganze Stück feinknochig und edel erscheint“, und 1957 Klenke, als er knöcherne Überreste aus Aschaffener Grabstätten beschrieb: „Wahrhaft adelige Züge offenbart noch heute das Gesichtsskelett dieser Frau.“ Man bedenke, es handelt sich um ein Trümmerstück des Gesichtsschädels, von dem die unteren Anteile (*pars orbitalis*) des Stirnbeins, beide Oberkiefer und Wangenbeine und Nasenbeine einigermaßen vollständig erhalten sind, dazu um einen Unterkiefer, in dem viele Zähne fehlen. Daraus liest Klenke noch wahrhaft adelige Züge ab!

Nach meiner persönlichen Kenntnis der beiden letztgenannten Autoren bin ich voll überzeugt, daß die Verwendung der beiden von mir beanstandeten Ausdrücke nicht im Sinne einer Bewertung geschah. Wogegen ich mich hier wende, ist lediglich, daß der vermutlich auf die geringe Wanddicke der Knochen, die eher schmalförmig (*leptomorph*) wirkenden Proportionen, das Fehlen ausgesprochener Muskelmarken usw. bezogene Ausdruck „edel“ bzw. „adelig“ nicht lehrbar ist, weil er international nicht gleich aufgefaßt werden kann, so daß sogar die Möglichkeit besteht, ihn im Sinne irgendeiner Rassenideologie zu mißbrauchen.

Diese Art, sich auszudrücken, geht letzten Endes auf des Aristoteles Physiognomik zurück und findet hübsche Parallelen in Goethes Beiträgen über Tier- und Menschenschädel zu Lavaters physiognomischen Studien, die, wohlgerichtet, der bedeutenden vergleichend-anatomischen Leistung Goethes als Entdecker bzw. Wiederentdecker des Zwischenkieferknochens (*os intermaxillare*) beim Menschen voranzugingen. „Man sehe“, schreibt Goethe, „das Pferd, den Esel, den Hirschen, das Schwein, das Kamel – geruhige Würde, harmloser Genuß ist der ganze Zweck der Gestalt dieser Häupter. Die eingebogene Linie vom Augknochen zur Nase bei Pferd und Hirsch bezeichnet Duldung.“ Oder (vom Löwenschädel): „Die Wölbung wie edel, der Abgang der anstoßenden Linien wie sanft. Des Schnauzbeins Niedersteigen wie schnell, wie kräftig!“ usw.

Solche Subjektivismen müssen wir leider auch in gewissen Überspitzungen des begrüßenswerten Versuchs von Gerhardt erblicken, mit einer von ihm als „morphotypologisch“ bezeichneten Arbeitsweise die alte anthropometrische Metho-

dik zu überwinden. Es erinnert an die Impressionen, die Kunstkritiker in Ausstellungen niederschreiben, oder an die in Expertisen der Kunsthistoriker verwendete Ausdrucksweise, wenn bei den Glockenbecherschädeln vom „markanten Wechsel im Gezügeschwung“ gesprochen wird, oder davon, daß die oder jene Schädelform „im Formgefüge eleganter, in der Gestaltung der Merkmale geschmeidiger“ sei, daß jener Schädel „finster“, ein anderer „wolkig“ modelliert sei, jener eine „ausgewogene langförmige Seitenansicht“ habe, oder daß bei einem anderen bestimmte Einzelmerkmale „den Eindruck finsterer, plumper Niedrigkeit bewirken“. Die hochinteressanten und wertvollen Aufschlüsse, die Gerhardt z. B. über die Glockenbecherbevölkerung mitteilt, bewiesen, daß die genannten Ausdrücke für bestimmte Formqualitäten für den Autor sehr wohl einen genau umschriebenen Inhalt haben können. Meine Bedenken richten sich aber darauf, daß es nicht leicht möglich sein dürfte, mit diesen Ausdrücken in unkundigen, aber auf Erwerbung anthropologischer Kenntnisse gerichteten Hörern oder Lesern eine und nur eine Vorstellung von der betreffenden Formqualität wachzurufen. Diese Impressionen sind nicht oder nur schwierig lehrbar.

Der Erkenntniswert einer Erfassung der Form, sei es mit metrischen, sei es mit morphotypologischen Methoden, ruht in den Schlüssen, die von der Form auf die Funktion möglich sind. Die Methodik der „klassischen“ Anthropologie hat natürlich nicht immer die Maße oder Formqualitäten ausgewählt, die uns nach unserem heutigen Wissen solche Aufschlüsse vermitteln. Es müssen neuere Methoden hinzutreten. Auf einige derselben habe ich 1957 in einer kleinen Übersicht in der Zeitschrift „Ausgrabungen und Funde“ hinweisen können. Bei diesem Sammelreferat lag mir besonders an dem Nachweis, daß auch sehr kleine Bruchstücke von Menschenknochen noch wichtige Aufschlüsse liefern können. Die archäologisch wichtige Folgerung ist also die, daß unter allen Umständen auch beschädigte Teile des Skeletts geborgen und aufbewahrt werden sollen. Ein Muster, wie alle Möglichkeiten der Befunderhebung ausgeschöpft wurden, ist die Untersuchung der Moorleiche von Windeby (Schlabow u. Mitarb.), die 1958 veröffentlicht wurde. Ich will nur darauf hinweisen, daß auch mikroskopische Schnittuntersuchungen und die Röntgenmethode herangezogen wurden. Bei der Röntgenuntersuchung kam z. B. heraus, daß die im unteren Drittel beider Unterschenkelknochen in regelmäßigen Abständen sich abgrenzenden 11 Wachstumslinien vermuten lassen, daß das 14jährige Mädchen im Winter regelmäßig schlechte Ernährungsbedingungen gehabt hat. Diese Erkenntnis wirft natürlich mehr Licht auf die Lebensbedingungen der damaligen Bevölkerung als die Tatsache, daß die Leute bestimmte Schädelproportionen gehabt haben, und als die Rassendiagnose „nordisch“, die von Schaefer nach der Langschädeligkeit, Schmalgesichtigkeit, Schmalnasigkeit und den hohen Augenhöhlen des Mädchens gestellt wurde. Die geographische Lage des Fundortes stützt diese Rassendiagnose. Nicht überall ist sie sonst so leicht, da die Differentialdiagnose zwischen nordischen und mediterranen Schädeln recht schwierig ist (Breitinger, Schwidetzky) und bei bestimmten Fundsituationen fast aussichtslos erscheint. Ähnlich schwierig ist bei Fehlen der Weichteilmerkmale, also am Schädel, die Unterscheidung von armeniden und dinariden Typen, weshalb Gerhardt die gemeinsame Bezeichnung „taurid“ dafür vorgeschlagen hat.

Zur Zurückhaltung in bezug auf Rassendiagnosen auf Grund der Schädelform mahnen uns nun weiterhin die heute bekannten, teilweise in wenigen Jahrhunderten abgelaufenen säkularen Änderungen, besonders im Sinne der „Verrundung“ (Brachykephalisierung) und Grazilisierung vor allem in hochzivilisierten Bevölkerungsgruppen. Die Beurteilung wird noch besonders erschwert dadurch, daß auch der entgegengesetzte Vorgang, die Debrachykephalisierung, d. h. nach der Erhöhung des Längenbreitenindex wiederum seine Verminderung nachgewiesen werden konnte, z. B. bei der anthropologischen Landesaufnahme der Schweiz (Schlaginhaufen u. a.). Es könnte so die paradoxe Situation entstehen, daß gerade dann, wenn die Schädelformen bzw. Kopfformen einer rezenten Bevölkerung genau einer neolithischen im selben Gebiet gleichen, dies als Hinweis darauf gelten muß, daß keine Bevölkerungskontinuität bestand!

Es fragt sich freilich dann, ob die anthropologische Untersuchung von Menschenresten überhaupt für den Archäologen Aufschlüsse erbringen kann. Das ist ganz sicher der Fall. Die gegenwärtige Auseinandersetzung der historisch gerichteten Anthropologie mit so vielen neuen Erkenntnissen aus der Phänogenetik und Populationsgenetik kann sich nur fruchtbar auswirken, nachdem sich die anthropologische Arbeitsweise darauf eingestellt hat und nachdem der Archäologie der Nutzen dieser neuen Betrachtungsweise geläufiger geworden ist.

Es wird z. B. in stärkerem Maße die Häufung von bestimmten Varietäten berücksichtigt, für deren Vererbung wir aus Beobachtungen an der lebenden Bevölkerung Anhaltspunkte haben. Es kann uns nicht mehr als belanglos erscheinen, wenn eine persistierende Stirnnaht in der einen Population gehäuft, in der anderen selten erscheint (Torgersen). Wenn schon Wilhelm Müller 1879 bei der Beschreibung der Skelette aus dem Leubinger Grabhügel darauf aufmerksam machte, daß die Gruppe von Schädeln mit einer Stirnnaht möglicherweise in einem familienhaften Zusammenhang stünde, so wird dieser Hinweis erst heute ernstlich berücksichtigt, und an und für sich lange bekannte andere Merkmale werden unter demselben Gesichtspunkt betrachtet, so z. B. das sogenannte Trema, eine auffällige Lücke zwischen den mittleren oberen Schneidezähnen, oder das sogenannte „Inkabein“, eine annähernd symmetrische Dreiteilung der oberen Anteile der Hinterhauptschuppe, das in der neuen Auflage von Martins Lehrbuch der Anthropologie von Saller bereits zur kartographischen Darstellung eines „Genflusses“, d. h. also mutmaßlicher Wanderungsrichtungen benutzt worden ist. Es ist keine Kuriositätenforschung, wenn uns französische Anthropologen (Péquart, Boule und Vallois) mitteilen, daß in einer mesolithischen Gruppe von Tévéc die seltene Wirbelsäulenvarietät mit 6 Lendenwirbeln zweimal unter 15 Individuen vorkommt. Vielmehr ist das ein Hinweis auf die in dieser Gruppe bestehende „Engzucht“. Das Variationsmuster an der Wirbelsäule scheint überhaupt besonders günstige Möglichkeiten zur Kennzeichnung von Bevölkerungsgruppen und damit auch zu Verwandtschaftsfeststellungen (Verwandtschaft hier in einem weiteren Sinne, als Zugehörigkeit zu einer Fortpflanzungsgemeinschaft gedacht) zu bieten (Allbrook, Kühne u. a.). Man sieht also, daß die Anthropologie im Begriffe ist, neue Untersuchungsmethoden zu erarbeiten, von denen sie sich vertiefte Aufschlüsse verspricht – vertieft in dem Sinne, daß nicht nur das Aussehen, sondern auch die Ökologie der untersuchten

Menschengruppen, d. h. ihre Beziehung zur unbelebten Umwelt, und ihre Soziologie, ihr gesellschaftliches Dasein, aus dem spröden und widerspenstigen Material der Knochen erschlossen wird. Wir haben inzwischen gelernt, eine zuverlässigere Altersbestimmung unter Heranziehung der Knochenbälkchenstruktur in den Gelenkköpfen (Hansen), der Schamfugenfläche, der spondylotischen Veränderungen der Rückenwirbel (Stewart) usw. zu machen und damit wiederum die demographische Struktur vor- und frühgeschichtlicher Populationen eingehender darzustellen. Wir haben die Leichenbranduntersuchung vorwärtsgetrieben und unter anderem eine Methode geschaffen, wenigstens innerhalb gewisser Zuverlässigkeitsgrenzen aus Knochenresten, z. B. aus dem Radiusköpfchen, auf den ganzen Knochen, damit wieder auf die mutmaßliche Körperhöhe des betreffenden Bestatteten, zu schließen (Chr. Müller). Wir sind dabei, diese Methode weiter auszubauen. Schliffuntersuchungen mit dem Mikroskop gestatten neuerdings Schlüsse auf etwaige Feuerbehandlung von Knochen, auch wo diese makroskopisch nicht wahrnehmbar ist (Grimm und Strauch), oder an Erdbestattungen auf Vorgänge im Leben des betreffenden Individuums. Es ist beispielsweise bekannt, daß eine bestimmte Veränderung der Schädelknochenstruktur, die „sklerosierende Enostose“, vorzugsweise bei jüngeren, besonders bei schwangeren Frauen vorkommt. Um eine solche Untersuchung durchführen zu können, genügt uns ein zehnpfenniggroßes Bruchstück aus dem Schädeldach! Das Mindeste, was jeweils bei der Untersuchung von Leichenbränden von seiten des Anthropologen geschehen kann, ist die Klärung der Zahl der Bestatteten, die ja nicht identisch sein muß mit der Zahl der Urnen, Aschenhäufchen usw. Weiner teilt z. B. mit, daß die anthropologische Untersuchung von Leichenbränden aus Dorchester, Oxon, 16% mehr Individuen ergab, als durch die Gräber angezeigt wurde. Wir verweisen in diesem Zusammenhang auch auf unsere eigenen Untersuchungen an Leichenbränden aus Berlin-Britz, aus Randau und Aspenstedt (Grimm und Theis, Grimm, Theis und Zuhrt), bei denen ebenfalls der Nachweis von Doppelbestattungen in einer und derselben Urne gelang.

Entgegen früheren Vermutungen halten sich bestimmte organische Verbindungen außerordentlich lange trotz des Vorgangs der Verwesung im Knochen. Es ist deshalb in günstig gelagerten Fällen möglich gewesen, Blutgruppenbestimmungen an vor- und frühgeschichtlichem Knochenmaterial vorzunehmen. Hierfür genügen ebenfalls gestaltlich völlig zerstörte Knochen, wenn sie nur in genügender Menge verfügbar sind. Blutgruppenbestimmungen aber, zu Blutgruppenstatistiken zusammengefaßt, können wiederum Wanderungen, Fortpflanzungsgemeinschaften usw. erschließen bzw. kennzeichnen.

Wenn also die Methodenkritik in der heutigen Anthropologie dazu führte, daß wir von manchem Verfahren weniger halten und manche vertraut gewordene Vorstellung ganz aufgeben, vor allem die von der mehr oder minder großen somatischen Einförmigkeit neolithischer Kulturgruppen, so hat doch andererseits die Anthropologie der Archäologie manche neuartige Unterstützung zur Erscheinung ihrer Forschungsziele zu bieten.

Literatur

- 1955 Allbrook, D. B.: The East African Vertebral Column. Amer. J. phys. Anthropol. N. S. 13, 489-511.
- 1958 Arendt, N.: Studien an Zahn- und Kieferresten aus Leichenbränden vom spätkaiserzeitlichen Urnenfeld Burg bei Magdeburg. Med.-dent. Diss. Berlin (Humboldt-Univ.).
- 1958/59 – Studien an Zahn- und Kieferresten aus Leichenbränden vom spätkaiserzeitlichen Urnenfeld Burg bei Magdeburg (Autorreferat). Wiss. Z. Humboldt-Univ., Math.-naturwiss. R. VII, 319.
- 1938 Breitingner, E.: Zur Differentialdiagnose zwischen nordischen und mittelländischen Schädeln. Anthropol. Anz. 15, 298-319.
- 1953 v. Brunn, W. A.: Walter Götze †. Jschr. mitteldt. Vorgesch. 37, 353 bis 357.
- 1958 Fricke, W.: Kiefer- und Zahnuntersuchungen von Leichenbränden des Urnenfeldes Prositze. Med.-dent. Diss. Berlin (Humboldt-Univ.).
- 1958/59 Fricke, W.: Untersuchungen von prähistorischen Leichenbränden des Urnenfeldes Prositze (Autorreferat). Wiss. Z. Humboldt-Univ., Math.-naturwiss. R. VII, 320-321.
- 1953 Gerhardt, K.: Die Glockenbecherleute in Mittel- und Westdeutschland. Ein Beitrag zur Paläanthropologie Eurafrikas. Stuttgart.
- 1926 v. Goethe, J. W.: Morphologische Schriften. Ausgewählt von W. Troll. Jena.
- 1955/56 Grimm, H.: Körperliche Überreste des Menschen als Quellenmaterial zur Geschichte der Krankheiten und der Heilkunde. Wiss. Z. Univ. Leipzig 5, Math.-naturwiss. R., H. 1/2, 61-65.
- 1956 – Altern, Lebensdauer, Krankheit und Tod bei vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Bevölkerungsgruppen. Wiss. Annal. 5, 171-180.
- 1958 – Die Schnurkeramiker von Schafstädt. Jschr. mitteldt. Vorgesch. 41/42, 299-314.
- 1959 – Weitere Untersuchungen über vorgeschichtliche Menschenreste von Schafstädt (neue Schnurkeramikfunde und Bestattungen der frühen Bronzezeit). Jschr. mitteldt. Vorgesch. 43, 201-213.
- 1961 – Die Schnurkeramiker von Schafstädt (III. Mitteilung). Jschr. mitteldt. Vorgesch. 45, S. 102-118.
- 1959 – Grimm, H., und L. Schott: Zur Bergung und Sammlung von mittelalterlichem Skelettmaterial. Ausgrabungen und Funde 4, 59-62.
- 1959 – Grimm, H., und R. Strauch: Schliffuntersuchungen an Knochen zum Nachweis einer Feuerbehandlung bei der Bestattung. Ausgrabungen und Funde 4.
- 1952/53 – Grimm, H., und Gerthy Theis: Anthropologische Untersuchungen am Leichenbrandinhalt von Urnen der frühen Eisenzeit aus Berlin-Britz. Wiss. Z. Humboldt-Univ. II, Math.-naturwiss. R., 85-87.
- 1954 – Grimm, H., und Gerthy Theis: Untersuchungen an Leichenbränden aus Randau (4. Jh. v. u. Z.). Jschr. mitteldt. Vorgesch. 38, 196-203.

- 1956 — Grimm, H., Gerthy Theis und R. Zuhrt: Anthropologische Untersuchungen der neolithischen Bestattungen bei und in Grab 3 vom „Großen Berge“ von Aspenstedt. Jschr. mitteldt. Vorgesch. 40, 270–280.
- 1953/54 Hansen, G.: Die Altersbestimmung am proximalen Humerus- und Femurende im Rahmen der Identifizierung menschlicher Skelettreste. Wiss. Z. Humboldt-Univ. III, Math.-naturwiss. R., 1–73.
- 1938 Heberer, G.: Die mitteldeutschen Schnurkeramiker. Veröff. d. Landesanst. f. Volkheitskunde 10.
- 1957 Klenke, W.: Die Gebeine aus den Aschaffener Stiftergräbern. Ein Beitrag zur Anthropologie des Ottonischen Hauses. Aschaffener Jb. 4, 289–297.
- 1959 Kühne, K., und M. Tschetschin: Beiträge zur Frage der Vererbung normaler segmentaler Variationen der Wirbelsäule. Z. Morph. Anthrop. 49, H. 3, 265–305.
- 1908 v. Luschan, F.: Über vier Schädel aus Abusir. In: Schäfer, H.: Priestergräber und andere Grabfunde vom Ende des Alten Reiches bis zur Griechischen Zeit vom Totentempel des Ne-User-Rê. Leipzig, 146–151.
- 1956 Martin, R., und K. Saller: Lehrbuch der Anthropologie in systematischer Darstellung. Stuttgart.
- 1906 Müller, W.: Die Skelette des Leubinger Grabhügels. Jschr. Vorgesch. sächs.-thür. Länder 5, 60–77 (geschr. 1879!).
- 1937 Péquart, P. M., M. Boule und H. Vallois: Tévéc, station nécropole mésoolithique du Morbihan. Arch. Inst. Palaeontol. Humaine. Mém. 18 Paris.
- 1958 Schaefer, U.: Die anthropologische Untersuchung, S. 171–179 bei K. Schlabow 1958.
- 1958 Schlabow, K., W. Haage, H. Spatz, E. Klenk, P. B. Dietzel, R. Schüttrumpf, U. Schaefer und H. Jankuhn: Zwei Moorleichenfunde aus dem Domlandsmoor Gemarkung Windeby, Kreis Eckernförde. Praehist. Z. XXXVI, 118–219.
- 1946 Schlaginhaufen: zitiert bei: Heberer, Kurt, Schwidetzky-Roesing: Anthropologie. Frankfurt a. M. 1959.
- 1914/15 Schliz, A.: Die Vorstufen der nordisch-europäischen Schädelbildung. Archiv f. Anthropol. N. F. XIII, 169–201.
- 1935 Schwidetzky, I.: Zur Frage der Differentialdiagnose zwischen nordischen und mediterranen Schädeln. Z. Rassenk. 1, 316–317.
- 1955 — Zur Differentialdiagnose zwischen Nordischen und Mediterranen auf Grund von Schädel- und Skelettmaterial. Homo 6, 178–180.
- 1957 Stewart, T. D.: Rate of development of vertebral hypertrophic arthritis and its utility in age estimation. Amer. J. physic. Anthrop. N. S. 15, 433.
- 1951 Torgerren, J.: The developmental genetics and evolutionary meaning of the metopic suture. Amer. J. physic. Anthrop. N. S. 9, 193–210.
- 1957 Vlček, E.: Kelti na juhozápadnom Slovensku. Archeol. pramene zv. 1, Bratislava.
- 1954 Weiner, J. S.: Skeletons: some remarks on their value to the human biologist. Antiquity 28, 197.